Das wütende braune Mädchen

Es ist höchste Zeit, die Musik von Xenia Rubinos zu entdecken. Die New Yorkerin singt gebrochene Pophits über die Erfahrung der Latinos in den USA. Am Wochenende besuchte sie erstmals die Deutschschweiz.

Christoph Fellmann
Stans

Es ist schon erstaunlich, wozu die Märkte fähig sind. So liegt es ja nicht unbedingt auf der Hand, in einem ehemaligen Käselager im alten katholischen Stammland zu stehen und sich ein Lied anzuhören über Ethnizitäten in New Yorker Küchenmannschaften. Aber es ist Festivalzeit, es sind die Stanser Musiktage. Und die haben nicht nur marokkanische Ritualmusik, hippe Berliner Chansons und sogar voralpine Alphornmusik in den Nidwaldner Hauptort gebracht; sondern auch Xenia Rubinos, eine knapp über 30-jährige Sängerin aus Brooklyn, New York. Sie stöckelt mit Lockenhaar, Kussmund, Winkhand über die Bühne – und in einem roten Overall, der irritierend an die Sträflingskleider in Guantánamo erinnert. Das Publikum johlt und hüpft, als Rubinos daran erinnert, dass Latinos nicht nur Küchen bedienen: «Braun wischt dein Haus / Braun holt den Abfall / Braun putzt sogar deinem Grossvater den Arsch.»

Man findet das Lied auf «Black Terry Cat», dem Album, das Xenia Rubinos im letzten Sommer herausgegeben hat. Es war eine beeindruckende Veröffentlichung voller stupender Popsongs aus Jazz, Rhythm & Blues, Funk, Hip-Hop und Rock; gespielt in einem so freihändigen, aber nachdrücklichen Groove, dass man an Prince und seine New

Das neue Album der Seconda besticht mit stupenden Popsongs, die politische Schlagkraft haben.

Power Generation denken durfte. Und: Das Album hat den gleichen politischen Punch wie die Platten von Solange und Beyoncé Knowles, von Alicia Keys oder A Tribe Called Quest, die ebenfalls 2016 erschienen sind; mit dem Unterschied nur, dass Rubinos nicht über die afroamerikanische Erfahrung singt, sondern über die der Latinos in den USA: «Braun baut deine Mauer», heisst es noch; und natürlich handelt die Zeile von der bösen Ironie, dass es bei weitem nicht weisse Bauarbeiter sein werden, die Donald Trumps angekündigte Grenzmauer zu Mexiko bauen. Der Name des US-Präsidenten fällt kein einziges Mal, als Xenia Rubinos noch eine halbe Stunde vor Konzertbeginn geduldig Fragen beantwortet.

Xenia Rubinos punchte sich im roten Overall durch Stans. Foto: Raisa Durandi

Lieber spricht sie von der «gegenwärtigen Situation». Die Umschreibung hat auch den Vorteil, dass sie nicht ausblendet, was schon während der Amtszeit von Barack Obama ein Teil der «Situation» war – die Polizeigewalt oder der spezifische Sexismus gegenüber farbigen Frauen, wie Rubinos ihn in «I Won't Say» beschreibt. In diesem Song zitiert sie einen Essay der Jazzsängerin Abbey Lincoln von 1966, eine Klage unter anderem darüber, wie leicht auch schwarze Frauen den von Weissen definierten Schönheitsidealen verfallen. Rubinos holt den Vorwurf in unsere Zeit und singt: «Ich wollte mich selbst sehen, aber ich wurde geblendet von meinem Selfie.» Was die schwarze Sängerin Abbey Lincoln wohl zum Women's March gesagt hätte? «Oh, sie hätte ihn bestimmt gemocht. Sie hätte vermutlich aber auch gesagt, dass noch ein weiter Weg zu marschieren ist. Es gibt zum Beispiel immer noch einen starken weissen Feminismus, der farbige Frauen ausschliesst.»

Angst vor dem «Latin»-Klischee

Die Mutter von Xenia Rubinos stammt aus Puerto Rico, der Vater aus Kuba. Zu Hause lief klassische Musik, aber auch Salsa, Merengue, Rumba. Trotzdem ist das schlimmste Klischee, mit der man ihr kommen kann (und immer wieder kommt), ihre Musik als «Latin» zu bezeichnen. Sie singt zwar gelegentlich Spanisch, und es gibt auf dem Album gesamplete Kastagnetten. Oder Maracas, die aber eher zu funky gespielt sind wie bei Bo Diddley, als dass sie nach südamerikanischem Zierrat klängen.

Klar, Rubinos wuchs mit dem R&B und dem Hip-Hop der Neunzigerjahre auf und mit Mariah Carey im Autoradio. Dann hat sie Jazz studiert, und man könnte nicht sagen, obs eher Ella Fitzgerald oder Missy Elliott zu verdanken ist, wie rhythmisch ihr Gesang ist, wie sehr er den Groove der Songs mitdefiniert. Aber das alles bedeutet ja doch auch, dass die Latinos in den USA keine Musik hervorgebracht haben mit dem kulturellen Einfluss und der Softpower von Jazz oder Hip-Hop. Und wenn sich Rubinos über politische Musik auslässt, spricht auch sie über Abbey Lincoln, Nina Simone oder Beyoncé, über die Bürgerrechtsbewegung und Black Lives Matter.

Die Zersplitterung der Latinos

«Das ist schon frustrierend», sagt sie. «Wenn ein Präsidentschaftskandidat in der nationalen Fernsehdebatte die Mexikaner als ‹Bad Hombres› bezeichnet und wenig später die Frauen beleidigt, dann gibt es am nächsten Tag viel Solidarität für die Frauen und wenig für die Mexikaner.» Aber die Geschichte der Latinos in den USA sei nun mal eine andere als die der Afroamerikaner. «Unsere Community ist sehr viel fragmentierter

Das schwarze Amerika sei viel besser darin, sich zu vernetzen, eine eigene Kultur zu schaffen als die Latinos, sagt Rubinos.

– sprachlich, kulturell, politisch. Was man nur schon daran merkt, wie unwohl ich mich jetzt gerade fühle, da ich für ‹die Latinos› sprechen soll. Es gibt diese Solidarität nicht. Das schwarze Amerika ist sehr viel besser darin, sich zu vernetzen, Themen zu setzen und Bewegungen aufzubauen.» Es gebe zwar zunehmend Blogs und Komitees, die versuchten, die Latinos zu vernetzen und ihre Erfahrung zu bündeln. «Aber die Wahrheit ist: Wir werden nie so etwas wie Jazz hervorbringen.» Und vielleicht auch nie so viel Erfolg haben wie Beyoncé oder Solange. Während deren Alben gefeiert wurden, blieb «Black Terry Cat» ohne grosses Echo.

Und so steht Xenia Rubinos mit einer Rumpfband auf der Bühne des Chäslagers. Gitarren und Chöre werden am Keyboard abgerufen, während Marco Buccelli am Schlagzeug und Jack Hill am Bass einen impertinenten Groove verlegen. Die Musik ist sehr amerikanisch und sehr fragmentiert. Uneben, billig und doch elegant. Laut, aggressiv und immer wieder lustig. Sie spielt mit Patois und Latino-Klischees und antwortet darauf mit dem frohen Poprefrain von «Laugh Clown»: «Ich weiss, dass das Klischee alt ist, aber ich spüre es auf meiner Haut.» Der Pegel der Party steigt. «Wie buchstabierst du Angry Brown Girl?», ruft Rubinos. Und die Menge versucht immerhin, mitzusingen.

Kurz & kritisch

Theater

Mit Kaufman und Knausgård das Heute zerlegen

Zürich, Winkelwiese – Nach der 75-minütigen Uraufführung von «Was ich immer schon mal sagen wollte … aber ihr euch nicht getraut habt!» im Theater Winkelwiese muss man sie sofort wiedersehen: die kurzen Videoclips mit dem US-amerikanischen Ausnahme-Entertainer Andy Kaufman, der 1984 starb – seine Auftritte bei David Letterman oder in der TV-Serie «Taxi» zum Beispiel. Erinnern Sie sich? Wie Kaufman da seinen hilflosen Ausländer Latka mit der Kieksstimme gibt! Oder seinen rüpelhaften Tony Clifton mit dem schrecklichen Schnurrbart; einen beckenkreisenden Elvis-Imitator aus der Provinz und einen ebenso provinziellen halbnackten Schwertschlucker mit den gestählten Muskeln; und nicht zuletzt sein eigenes Andy-Alter-Ego mit dem legendären «I love Grandma»-Sweater.

Über Kaufmans Komik des Unkomischen, die das Format der Late-Night-Shows und Sitcoms, in denen er zu sehen war, regelmässig sprengte, sind ganze Bücher geschrieben worden. Und immer wieder haben Comedians versucht, diesen ungreifbaren, sperrigen, mal nachtschwarzen, mal nebelgrauen Humor zu reproduzieren. Jetzt konnten es zwei Wahlschweizer nicht lassen: Max Merker, 1976 in München geboren, und Christoph Rath, 1979 in Graz geboren, ziehen den Abend als kaufmansches Nummerntheater auf, zitieren ihr grosses Vorbild mit teilweise perückenhaarkleiner Exaktheit, mischen dann wieder ihre eigene Selbstreflexionsrhetorik dazu. Hilfe holen sie sich dafür bei einem Crack der künstlerischen Selbstentblössung: beim norwegischen Autor Karl Ove Knausgård, der in sechs autobiografischen Mammutromanen den Geständnisgestus bis zum Äussersten ausreizt. Auch Knausgård spielen sie in der Winkelwiese nach, lassen ihn lesen, sich verweigern.

Für so ein Ding, eine Identitätskünstler-Kopienshow mit Mehrwert, sind die Rath und Merker sicher die richtigen. Unterstützt von Stefanie Liniger und Martin Bieri, zeigen sie den Schneid, den es braucht, um eine Hommage ohne Hofieren auf die Bühne zu hebeln. Sie sind sich nicht zu ernst für Geblödel, aber auch nicht zu trashig fürs Tragische, das in den verehrten Künstlerfiguren steckt – und in der Erkenntnis, dass wir alle im gleichen Raum festhängen, alle in einer bösen Komödie mittun. Anders gesagt: Rath und Merker können komisch. Dennoch: Für die Langstrecke eines Theaterabends ist die intelligent-imitative Nummernjonglage ungeeignet. Was die zwei Performer schon immer mal sagen wollten, haben sie im Lauf der Soiree so oft, so kurlig und crazy gesagt, dass uns die Puste ausgeht. Und auf der Bühne lümmelt sich das Läppische.
Alexandra Kedves

Bis 12. Mai.

Raths Clifton (links) und Merkers Knausgård im Tapetentür-Gag. Foto: Leonard Krättli

Konzerte

Zürichs Jazzer turtelten mit Londoner Kollegen

Zürich, Theater Neumarkt – Es war der argentinische Autor Julio Cortázar, der den Jazz einst «Grenzüberspringer» nannte: In der Leichtigkeit des Jazz, mit immer wieder anderen Musiksprachen Verbindungen einzugehen, sah er einen seiner Wesenszüge. Für Zürich hat der Musikautor (und jetzige kantonale Kulturförderer) Heinrich Baumgartner aufgezeigt, wie Jazz bereits in den 1920ern ein Stück Welt- und Afro-Kultur nach Zürich brachte. Daran musste nun denken, wer am Samstag im Zürcher Theater Neumarkt die Konzerte von Zürcher Musikern mit Vertretern der Londoner Improvisationsszene verfolgte: Gitarrist Flo Stoffner spielte im Duo mit Tenorsaxofonist Evan Parker; der Zürcher Altsaxofonist Omri Ziegele im Trio mit zwei englischen Kollegen an Drums und Kontrabass; Irène Schweizer wiederum im Duo mit Drummer Louis Moholo.

Zu diesen Konzerten hatte es ein Vorspiel gegeben: Im April hatte der Londoner Jazzclub Vortex die Türen fürs Zürcher Intakt-Label geöffnet. Es spielten während satten zwölf Tagen die Bands aus dem Hause Intakt, öfter kams zu Begegnungen mit Londoner Musikern. Das Wochenende im Neumarkt war ein Zürcher Nachhall dazu – Auftakt mit Irène Schweizer und Louis Moholo, und es hätte keinen passenderen Auftritt geben können. Denn prägend für die Zürcher Jazzgeschichte sind die Sechzigerjahre im Jazzclub Africana: Südafrikanische Exilanten wie Dollar Brand oder Louis Moholo musizierten damals beim Predigerplatz. Und auch die junge Irène Schweizer war fast täglich zu Gast im Africana. Vielleicht auch deshalb intonierte Irène Schweizer am Samstag oft südafrikanische Weisen auf dem Klavier. Lichtdurchflutete Zweiakkordmusik, liedhafte Melodien. Versöhnlich, fast etwas harmlos wirkend. Nur dann und wann ging die Musik ab ins Freie. Da hörte man das, was Irène Schweizer immer noch auszeichnet: freie Eruptionen, Cluster, kataraktisches Spiel.

Wo Schweizer mit Moholo gleichsam eine globale Zürcher Vergangenheit auf die Bühne brachte, stand das Tandem mit Flo Stoffner und Evan Parker buchstäblich für die Zukunft eines weltoffenen Jazz-Zürichs. Noch klangen sie bei ihrem wohl ersten Zusammentreffen durchaus unausgegoren; der junge, unbeirrte E-Gitarrist mit den vielen spannenden Gitarrenfrickeln und der englische Saxofontüftler mit seinen verästelten Loops haben hörbar noch kein stringentes gemeinsames Vokabular entwickelt. Und doch glaubte man hier an eine Zukunft: Stoffner und Parker passten von ihrer Grundästhetik her nämlich fraglos ganz ausgezeichnet zusammen.

Zu einer kompakten Bandsprache hatte dagegen Omri Ziegele schon gefunden: Das war schlüssige Gegenwart. Das funkenstiebende Bass-Schlagzeug-Gespann aus John Edwards und Mark Sanders bot das ideale Umfeld für den Hitzkopf Omri Ziegele, für diesen abstrakten Expressionisten auf dem Saxofon. Das war oft grandios. Und man hörte ein Trio zwischen London und Zürich, von dem man sich wünscht, dass es weiterexistiert und Grenzen überspringt.
Christoph Merki